

# Zimmer ohne Aussicht

Was es heißt, nie die Tür hinter  
sich schließen zu können



„Bewohnerzimmer 16,21 m<sup>2</sup>“, steht an der Tür. Dahinter zwei Betten, zwei Spinde, zwei Regale, zwei Stühle, ein Tisch und zwei Menschen: Simin und Zahra Mirsalarfi. Mutter und Tochter, 62 und 36 Jahre alt, geflohen aus dem Iran. Zwei Jahre lang versuchten sie, über die EU-Außengrenze zu kommen, hausten in provisorischen Unterschlupfen in bosnischen Abbruchhäusern. Seit vier Monaten nun sind sie in Berlin, in diesem Zimmer, das sie selten verlassen – es sei denn, sie müssen auf die Toilette, wollen duschen oder sich etwas kochen. Denn die Küche und das Bad teilen sie sich mit den anderen auf der Etage in dieser Marzahner Flüchtlingsunterkunft.

gonnen, aber der Lehrer besaß eine schlechte Aussprache. Es ist ihr wichtig, dass es perfekt klingt. „Ah, okay, sorry: Tisch.“ Auf dem echten Tisch im Raum steht in einer Glaskanne Tee auf einem Stövchen, das eigentlich ein mit Alufolie ausgelegtes Früttersieb ist. Dahinter Pflanzen im Plastiktopf, auch eine Orchidee. „Zahra wollte bei Aldi, dass ich die kaufe“, sagt Simin. Sie war davon nicht so begeistert, denn: Ist so ein Zimmer der richtige Ort für Lebewesen, die nicht hier sein müssten? „Mich machen Blumen glücklich“, sagt die Tochter und strahlt. Die erinnern sie an ihren Garten im Iran, wo außer Obstbäumen siebzehn verschiedene Rosensorten wuchsen, die die Soldaten alle zerstörten, als sie ihnen das Haus wegnahmen.

denn dann kommen die Bilder. Die unglaubliche Aufregung. Die Verzweiflung. Die Anstrengung für Simin, als ältere Frau mit Diabetes nächtliche Fußmärsche zurückzulegen, ins Ungewisse. Mehrere Male vertrieben, geschlagen zu werden von kroatischer Polizei, alles abgenommen zu bekommen. Bis es gelang. Die Enge in so einem Wohnheim stören Mutter und Tochter da kaum. Sie versuchen, oben im dritten Stock zu bleiben, weil es unten oft laut ist. Und am besten in ihrem Zimmer, wo sie ganz für sich sein können. „In Bosnien hatten wir mit drei Familien nur die Hälfte des Platzes.“ Sobald man den Flur betritt, gehen die im Abstand von zwei Metern installierten

## Neun Quadratmeter stehen einer Person zu

Die beiden schwarzen Metallgestelle mit dünnen Matratzen quietschen, wenn man sich draufsetzt. Dazwischen, auf den Boden, haben Mutter und Tochter eine gefaltete Fleecedecke gelegt, als Teppichersatz, und einen Stuhl gestellt. Heute kann der auch mal Tisch sein, zum Beispiel für den Obststeller. Ein wenig Improvisation gehört dazu angesichts der Standardmöblierung. „Täsch“, sagt Simin. Sie lernt jeden Tag auf YouTube Deutsch. Schon im Iran hatte sie damit be-

An der Wand in der Ecke haften noch Dekoblenzen der afghanischen Familie, die vorher hier lebte. Den unteren Bereich der bodentiefen Fenster hatten sie mit einer gemusterten Folie abgeklebt, als Sichtschutz. Ob ihre Vorgänger eine eigene Wohnung gefunden haben? Oder zurück nach Afghanistan mussten? Simin und Zahra haben kaum etwas verändert. Dafür sind sie erst zu kurz hier. Und sie wissen nicht mal, ob sie im Land bleiben dürfen. Abends liegen sie lange wach,

Neonröhren an. Alle Türen sind geschlossen. An jeder steht, wozu der Raum dahinter dient und wie groß er ist, deutsche Bürokratie. Beim Raum neben der Küche könnte man ins Grübeln kommen. Offiziell ist es ein Aufenthaltsraum, doch es gibt keine Möbel. Nur ein Wäscheständer steht darin, am geöffneten Fenster. Das Schild am Gemeinschaftsbad sagt: „Damen-WC und Dusche. 14,11 m<sup>2</sup>“. Am Waschbecken gibt es weder Handtücher noch Seife.

SIMIN IST ORDNUNG WICHTIG

MUTTER UND TOCHTER: SIMIN MIT ZAHRA



72 Zahra deutet in eine der Toilettenkabinen. Sie hat hinter der Kloschüssel ihre eigene Flüssigseife versteckt. So braucht sie sich aus ihrem Zimmer nur das Klopapier mitzubringen. Auf dem Boden neben der Toilette steht eine Colaflasche mit Wasser, als Papierersatz. Ein Zeichen für die vielen Kulturen, die hier aufeinandertreffen. *Beinahe* hundert vom Landesamt für Flüchtlingsangelegenheiten (LAF) geführte Unterkünfte gibt es in Berlin, in allen Stadtbezirken. Sie reichen von Neubauten wie diesem hier in Marzahn über umgebauete Büros oder Schulen bis zu Containerdörfern. Mehr als 27.000 Geflüchtete sind darin untergebracht. Eigentlich nur, bis ihr Antrag auf Asyl bewilligt wird. Doch weil es auf dem Berliner Wohnungsmarkt schon für Menschen mit deutschem Pass schwierig ist, wird aus einer Durchgangsstation für viele eine Dauerlösung. So unterschiedlich die Häuser sind, ist doch Grundsätzliches genau geregelt. Etwa dass es Zimmerkontrollen gibt und wie viel Platz Geflüchteten zusteht: Eine Person hat Anspruch auf neun Quadratmeter, zwei Personen auf fünfzehn, für drei Personen sind es 21. Maximal zu fünf teilt man sich ein Waschbecken, zu acht vier Herdplatten, zu zehnt eine Dusche.

*Im* sechsten Stock einer Gemeinschaftsunterkunft im Norden Berlins liegt Omnya auf ihrem Bett. Es ist nicht lange her, da wurde sie vierzehn. Die silberfarbenen Zahlenballons hängen über ihr an der Wand. Dazu ein Schriftzug: Party. Sie war neun, als sie mit ihren Eltern in dieses Zimmer zog. Inzwischen hat sie sich einen provisorischen Schminktisch eingerichtet. Ihre Eltern versuchen, es ihr so leicht wie möglich zu machen. Sie kann schließlich nichts dafür, dass die Situation so ist, wie sie ist. Vielleicht klappt es ja bald mit einer eigenen Wohnung für die irakische Familie, jetzt, wo sie nur noch für drei suchen, denn Omnyas Brüder im Zimmer nebenan sind inzwischen erwachsen – einer arbeitet im Krankenhaus, einer im Personenschutz. *Omnyas* Geburtstag war schön, aber auch schwierig: Sie konnte im Gemeinschaftsraum feiern, hat Freundinnen aus ihrer Klasse eingeladen. Aber die Kleinen aus der Unterkunft haben sie die ganze Zeit gestört. Sie haben geklopft, wollten rein, haben ihr ein schlechtes Gewissen gemacht. Und an eine Pyjama-party war gar nicht zu denken, denn abends muss aller Besuch das Haus verlassen. Trotzdem fühlt sie sich wohl. „Wenn ich ein eigenes Zimmer hätte, würde ich hier gar nicht weg wollen.“

Omnya chillt nicht nur auf ihrem Bett, sie lernt auch darauf. Denn für einen Schreibtisch bleibt im Dreierzimmer kein Platz. Es ist eins der größten Probleme für Kinder in Flüchtlingsfamilien: einen Ort zu finden, an dem sie vernünftig Hausaufgaben machen können. Dafür gedachte Räume sind in den meisten Unterkünften nur nachmittags unter der Woche zugänglich, bis das Erziehersteam Feierabend hat. *Ihre* Mutter, Eman Al-Bahdly, 49, hat in der Unterkunft einen Raum nur für Frauen eingerichtet, mit Nähmaschinen, Frauencafé, Frauen-Yoga und Frauengesundheit, in dem eine Gynäkologin regelmäßig Sprechstunden abhält. Rauszukommen aus den Familienzimmern, Orte zum Ausweichen zu haben, das ist für alle wichtig. Eman, die für ihr Engagement sogar den Ehrenamtspreis des Bezirks bekommen hat, kann oft erst spät einschlafen, gesteht sie, weil es laut ist auf den Fluren, hinter den hellhörigen Wänden: „Die jungen Männer trinken, telefonieren, streiten.“ Außerdem sorgt sie sich um ihre Tochter. „Ich bleibe nicht gern

# Omnya lebt seit fünf Jahren hier



OMNYA TEILT IHR ZIMMER MIT IHREN ELTERN

AUF DEM WEG INS FRAUENCAFÉ

DAS FLÜCHTLINGSHEIM IN BERLIN-PANKOW





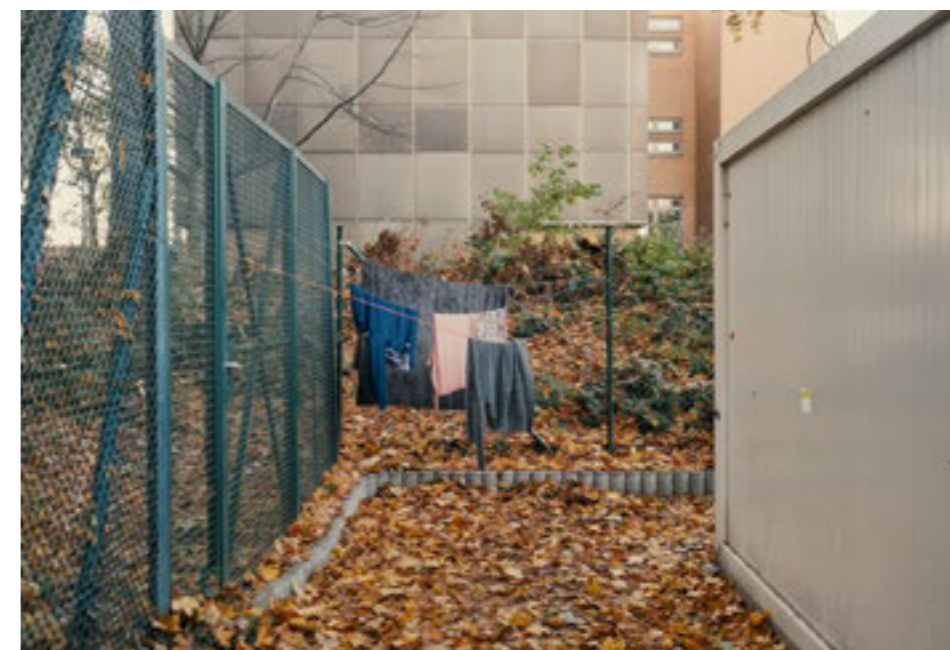
allein zu Hause, weil ich Angst habe“, sagt Omnya. Auch andere Mädchen im Haus fühlen sich unwohl wegen der Männer: weil sie aufdringlich sind, sie nicht in Ruhe lassen, sich neben sie an den Herd in der Gemeinschaftsküche stellen und sie in ein Gespräch verwickeln beim Kochen, wenn sie nicht weggehen können. Und am Ende machen die Eltern ihnen Vorwürfe. Die Privatsphäre von Geflüchteten in Gemeinschaftsunterkünften ist ein wackliges Konstrukt. Und je enger es in den Unterkünften zugeht, umso mehr leidet die Sicherheit – und sei es auch nur die gefühlte.

Im Park eines ehemaligen Krankenhauses zehn Kilometer weiter westlich liegt eine etwas andere Gemeinschaftsunterkunft, ein Containerdorf. Es erinnert an eine provisorische Siedlung: die Wohncontainer entlang paralleler Wege aufgereiht, dazwischen ein Mix aus Kies und Gras, in der Mitte ein Spielplatz, außen herum ein Zaun. Eine Gated Community für Geflüchtete, gänzlich ohne Luxus. Es gibt hier nichts, was nicht in Containern untergebracht wäre: Kinderbetreuung, Unterrichtsräume, Verwaltung, Poststelle, Waschmaschinen. Auch wer hineinwill, muss durch einen Container laufen – den Securitycontainer mit Drehtür, in dem Männer eines privaten Sicherheitsdienstes sitzen, die wie in allen Unterkünften schützen und kontrollieren: die Bewohnerausweise, die vorzuzeigen sind. Die Masken, die zu tragen sind. Die Verabschiedung des Besuches, der bis 22 Uhr fort sein muss. Die eigene Anwesenheit. (Wer als Geflüchteter unangekündigt drei Tage fehlt, kann seinen Platz verlieren.)

Ein Container sieht aus wie der andere: 5,90 mal 2,28 Meter groß, einfaches Metall, gebrochenes Weiß. Im Dreierpack ergeben sie eine Wohneinheit: rechts und links die Schlafcontainer mit je zwei Betten und einem Fenster mit Rollladen, in der Mitte ein Versorgungscontainer mit Küchenecke, Dusche, Toilette und einem Eingang mit Vordach. Doch so einförmig, wie sie aus der Fabrik kamen, sind sie nicht mehr. Die Bewohner haben sie individualisiert, markiert, dass sie hier temporär zu Hause sind. Hier in diesen „Tempohomes“, wie die Stadt Berlin diese Container nennt, die nach der Flüchtlingswelle ab 2016 in Betrieb genommen wurden – und eigentlich

längst wieder ausgedient haben sollten. Doch noch werden sie gebraucht. Oder anders: Sie werden mehr gebraucht denn je.

„Eigentlich müsste das alles weg“, sagt Christine Kehrt, 64, die Leiterin der Unterkunft, und zeigt auf kleine Schuhregale und Vorhänge am Eingangsbereich. Sie geht durch die Reihen, grüßt hier und da. „Aber ich will ja menschlich bleiben.“ Dieser Versuch, es sich ein bisschen gemütlich und schöner zu machen, der verbindet alle Kulturen hier. An einem Container haben die Bewohner mit Geschenkband Tomaten hochgezogen, ein wirres, improvisiertes Spalier. Sie haben sie gepflanzt, obwohl sie nicht wussten, ob sie sie noch werden ernten können. „Jetzt sieht es nicht mehr so schön aus“, sagt Kehrt mit Blick auf die verblühten Pflanzen überall. Im Sommer war es hier wie auf dem Campingplatz, erinnert sie sich, alle waren draußen, alle fühlten sich wohl. Kehrt arbeitete siebzehn Jahre bei der Tafel und jetzt schon seit sieben Jahren in der Flüchtlingshilfe, am Anfang auch in Turnhallen, wo Privatsphäre gar nicht existierte. Schwierig sei es in so einem Tempohome für Alleinstehende: vier Männer oder vier Frauen, die sich nicht kennen, in einer Wohneinheit. Für Familien aber sei es perfekt. Im März war „Freizug“, und alle damaligen Bewohner mussten umziehen in feste Unterkünfte, weil so viele Ukrainer ankamen. „Die haben geweint, weil sie hier nicht weg wollten.“ Es gibt einen Report der Technischen Universität Berlin, unterstützt vom Landesamt für Flüchtlingsangelegenheiten, über „sozial-räumliche Aneignungspraktiken“, wie so etwas unter Akademikern heißt. Die Wissenschaftler haben Bewohner und Sozialarbeiter in Berliner Containerdörfern besucht und gesprochen. Sie haben deren Alltag skizziert und den kreativen Umgang



mit den begrenzten Möglichkeiten eines Metallquaders, der als Wohnraum dient, dokumentiert. Sie haben festgestellt, dass die Individualisierung zunimmt, je länger die Geflüchteten bleiben müssen. Wie sich Einzelne mit Stoffen um ihr Bett Privatsphäre schaffen, wie trübe Küchenfronten mit Dekofolie aufgehübscht werden, wie Vorhänge angebracht, Teppiche auf den kalten Boden gelegt werden, wie Hängepflanzen an Deckenlichtern befestigt werden, weil man in Metallwände keine Nägelschlagen kann. Dass sogar Sofas Platz finden. Und dass das alles streng nach Regelwerk nicht erlaubt ist. Das Argument: Brandschutz. Der Hintergrund: Eigentlich waren Gemeinschaftsunterkünfte für einen kurzen Aufenthalt gedacht, während dessen man sich mit wenig Privatsphäre arrangieren sollte. Doch was macht man, wenn kleine Kinder nicht auf dem kalten Boden krabbeln können? Oder wenn das einzige Licht die Neonröhre an der Decke ist, die den stört, der schon schlafen will? Und wenn Musliminnen die Rollläden unten lassen, damit sie in den vier Wänden ihr Kopftuch abnehmen können?

Im sogenannten Sozialcontainer zeigt Kehrt einen schmucklosen Raum mit sechs Etagenbetten. „Das hier war das Nähatelier“, jetzt sollen Schlafräume daraus werden. Begeistert ist sie davon nicht, denn die Gemeinschaftsräume sind ja wichtig als Ausweichmöglichkeit. Eigentlich sollen zwei weitere Stockbetten Platz finden. Zumindest das würde Kehrt gern vermeiden. Lieber will sie Schränke dazwischen stellen, damit es für jeden ein bisschen privater wird. Sie kann sich gut erinnern, als nach dem Kriegsbeginn in der Ukraine hier fünfzig Menschen geschlafen haben, weil man nicht wusste, wohin mit ihnen. Tatsächlich kommt Berlin in diesem

Herbst wieder an seine Grenzen. Denn die Flüchtlingszahlen steigen. Das LAF wandelt überall dort, wo es geht, Gemeinschaftsräume in Schlafzimmer um, will Container bald mit drei statt mit zwei Betten bestücken. Geschätzt 10.000 zusätzliche Plätze werden noch dieses Jahr gebraucht. Die Sozialsenatorin Katja Kipping redet schon über Massenunterkünfte und plant Leichtbauhallen. Dort, so viel ist sicher, wird es keine Zweierzimmer mit 16,21 Quadratmetern geben. ↵

